

Das Harfenmädchen.

Eine einfache Geschichte von Julius Freund.

(Nachdruck verboten.)

Im Frühmorgens eines traulichen Dezemberabends lag die erste Studirflube, in schweren, schwarzen Umrisfen hoben sich die alten Schränke und Büchergestelle unbedeutlich vom Hintergrunde der dunklen Tapete ab und das Feuer des Kamins ließ nur einen kleinen Theil des Zimmers deutlicher in rothem Lichte hervorleuchten.

Der alte Doktor hatte seinen Behnflüßl nahe an die Gluth gerückt und stüßte mit der eisernen Spitze seines Stockes in den Kohlen umher, daß die Funken hochaufstoben, wie ein Feuerwerk — vor ihm, auf einem Schemel, das reizende gluthüberhauchte blondbüschigen an seine Kniee gelehnt, lauerie die Lene, des Doktors Nichte, ein achtzehnjähriges Mädchen, das sich trotz der lustigsten Augen und des gepuderten Plappermäulchens von der Welt immer herzlich wohl fühlte bei dem alten, milden, verchlossenen Herrn, der gar so einjam sie stillen Tage dahinlebte.

Das Kammerfeuer linsterte so seltsam, die Wanduhr nicht so einstimmig, so unaufhörlich riefelten draußen die Schneeflocken hernieder — der Lene wurde auf einmal ganz merklich bangsam und besonnen.

„Sag einmal, Dntel! — begann sie leise, „warum bist Du denn eigentlich so einjam, so allein geblieben? Hast Du — aus Du jung warst — nie daran gedacht, Dir einen Hausstand zu gründen, — hast Du keine Frau gesucht oder keine gefunden?“

„Ein wehmüthiges Rächeln überflog das Gesicht des alten Junggesellen. „Keine Neugier!“ sagte er, und dann — nach einer langen Pause, als ginge er auf ein ganz anderes Thema über — fuhr er fort: „Ich will Dir einmal eine verflängene, gleichgiltige Geschichte aus meiner Kindheit erzählen, damit Du Dich nicht langweilst bei mir und bald wiederkommst. Soll ich?“

„Ja — Dntel!“ Der Doktor strich ihr mit der Hand ein paar Mal über das volle, goldige blondhaar, rückte sich behaglich im Sessel zurecht und erzählte:

„Ich war ein phantastischer Burtsche von elf Jahren und lebte — meine Eltern hatte ich sehr früh verloren — in der Familie von Wohlthobenden und langweiligen Verwandten, die an meinem träumerischen Wesen keinen Gefallen fanden und meine Erziehung mit viel Geisteslosigkeit und möglichst wenig Liebe besorgten.

Damals erwachte von Zeit zu Zeit im Hofe anerses Hauses ein Harfenmädchen, welches mit dünner Stimme thränenreiche Weiden lang und baßir durch kleine Kupfermünzen belohnt wurde, die man ihr aus den Fenstern warf.

So oft das Mädchen kam, stach ich mich unvernünftig in den Hof hinunter, lehnte mich, ganz in Hören und Schauen verfallen, ihr gegenüber an die Wand oder vergnügte mich wohl auch damit, halb aus Spielerei, halb aus mitleidiger Gefühligkeit, die Kupfermünzen aufzusammeln und neben dem Mädchen auf den Mauerzims zu legen.

Die Harfe, der traurige Gesang, für dessen Unvollkommenheiten ich kein Dör hatte, der lebende Ausdruck des bleichen Gesichtes, das Alles umgab für meinen kindlichen Blick das Mädchen mit einem jämsamen, wehvollem Nimbus — ich staunte sie an, ungeschürt mit einer Empfindung, als kähe ich in ihr eine jener verzauberten Prinzessinnen selbsthaftig vor mir, von denen ich in den Märchenbüchern gelesen hatte. Mein junges, einfaches Herz war glücklich, endlich einen Gegenstand selbstloser Zuneigung gefunden zu haben und erglühete sich bald in eine naive, übertriebene Begeisterung hinein, — „mein Leben für eine Krone auf dies Haupt, für einen Papir um diese Schultern“, das war mein Gedanke Tag und Nacht — ganz wie es mich die Mädchenbücher gelehrt hatten.

Ich hätte auf die Ehre und den Eßsinn dieses mir doch fremden Wesens (soweit ich damals einen Begriff von diesen Worten hatte) jeden Eid geschworen.

Eines Tages sah ich mir ein Herz und sprach sie an. Sie erzählte mir eine lange Geschichte von Noth, Hunger und Schlägen, die ich kaum verstand, und wußte mich so zu rühren, daß ich ihr ohne langes Besinnen den Rest meines Taschengeldes in die Hand drückte.

Am nächsten Tage sah ich das Frühstücksbrot, welches man mir Vormittags mit in die Schule gab, für sie auf und so wußte ich bald durch eine Menge kleiner Entbehrungen immer etwas für meine Harfenistin zu erübrigen.

Eine nannte mich ihren guten Engel und wollte mir die Hände fassen für meine kleinen Wohlthaten — und mich machte jede neue Entfagung für meine bleiche Göttin immer höher und heiliger.

Da geschah es eines Tages, daß mir mein Dntel einen wertvollen Ring übergab, um ihn zu dem eine Straße weit entfernten wohnenden Juwelier zur Reparatur zu tragen. Ich steckte den Ring sorglich in die Westentasche, mit dem selben Vorbehalt, ihn nicht eher, als im Laden des Juweliers wieder herauszunehmen, und ging.

Am Fuße der Treppe stand das Harfenmädchen. Sie fragte: „Wohin so eilig, mein Wohlthäter?“ und ich

konnte der Versuchung nicht widerstehen, ihr den Ring zu zeigen. Ein lauter Ausruf der Bewunderung entschlopfte ihren Lippen, als ich die herrlichen Steine in der Sonne strahlen ließ, ihre Wangen rötheten sich, ihre Augen strahlten seltsam und um mein bißchen Fassung war es geschehen — ich hatte nur Auge und Sinn für meine arme Freundin und hatte in Staunen und Schauen beinahe meinen Auftrag vergessen.

Endlich riß ich mich los, schob den Ring zerstreut in die Tasche und als ich ihn im Laden des Juweliers wieder herausnehmen wollte — war er verschwunden. Tobeserschreden durchsuchte ich alle Taschen meines Gewandes, der Ring war fort — ich hatte das Kleinod verloren.

Im ersten Moment war mir's, als ob ich nun nie mehr nach Hause könnte, als ob ich auf und davon in die weite Welt fliehen müßte — doch mein ehrlicher, gerader Sinn besiegte bald jede Furcht und ich lief zu meinem Dntel, um ihm Alles zu gestehen.

Dieser kämpfte mühsam den aufsteigenden Zorn nieder, nahm seinen Hut und befohl mir, ihn zu folgen.

Die Straße war einjam, mich in die Möglichkeit den Ring zu finden, nicht ausgehloffen und wir schritten langsam, die Augen scharf auf den Boden gerichtet, dem Laden des Juweliers zu.

Da erhellten wir plötzlich nicht weit von uns das Harfenmädchen, welches vorsichtig aus der Thür eines Hauses hervorkam und bei unserem Anblick schon in den dunklen Tür zurückfuhr.

Mein Dntel sah dies und zuckte zusammen. „War das die Dirne, Junge, der Du den Ring gezeigt hast?“ fragte er barock und häßig.

Meine kleinen Hände ballten sich unwillkürlich, als ich so verächtlich von meiner Göttin reden hörte, aber unter dem Druck der Schuld antwortete ich mir ein leises und einfaches „Ja!“

Er nicht befriedigt und ließ mir voraus in jenes Gebäude, aus welchem soeben der Kopf der Harfenistin hervorgeglutet hatte. Ich folgte, so schnell ich konnte und sah beim Betreten des Flures zu meinem Entsetzen, wie das Mädchen jammend in einer Ecke auf den Knien lag, während mein Dntel dicht vor ihm stand und es mit gedämpfter, erregter Stimme offen in's Gesicht des Diebstahls beschuldigte — gerade wie der erbarmungslose Barbar im Märchen, vor dem das verarmte Königskind auf den Knien um Gnade wimmert.

Da hielt ich mich nicht länger, der Strom meiner Leidenschaft durchbrach alle Dämme und mit überquellenden Augen warf ich mich dem Mädchen um den Hals.

„Halt ein, Dntel, halt ein“, schreuzte ich, „thu' mit mir, was Du willst, aber fränke diesen Engel nicht weiter. Ich schwöre Dir, daß sie es nicht gethan hat — ich bin schuldig — ich allein!“

Mein Dntel sah mich überrascht, fast erschrocken an und riß mich unfsant in die Höhe: „Was sollen diese wahnsinnigen Redensarten, Junge?“ fuhr er mich an, „laß die Narrensprüche und hole die Polizei, damit ich die Dirne nicht mit eigener Hand dorthin führen muß, wo man die Mittel hat, sie zum Geständnis zu zwingen. Fort — thu', was ich Dir sage!“

Da plötzlich geschah etwas, was mir das Blut in den Adern erstarren machte.

Als die Harfenistin das Wort „Polizei“ hörte, erbebte sie am ganzen Körper, unklammerie die Kniee meines Dntels und söhnte häßig und in namenloser Angst: „Nur das nicht, Herr, nur das nicht! Lassen Sie mich meiner Wege gehen und ich will Alles gestehen. Da! — da! Nehmen Sie und lassen Sie mich gehen! Sie wissen ja nicht, was Noth und Hunger im Stande sind!“

Damit reichte sie ihm den Ring, den ich unvorsichtiger Weise neben die Tasche gesteckt hatte, als ich sie vorhin verließ, noch ganz umirrt von ihrem Zauber, den Ring, den sie mir gestohlen hatte — sie, meine Fee, meine Göttin.

Mein Dntel drehte ihr verächtlich den Rücken zu und führte mich nach Hause, wo er eine leichte Strafe über mich verhängte.

Ich hatte kein Gefühl für dieselbe — ich war vernichtet, getroffen und Stunden vergingen, ehe ich nur im Stande war, mir durch einen wohlthätigen Thränenstrom die Brust zu erleichtern.

Erlasse mir die Silbermünze dessen, was ich damals gelitten habe, liebes Lendel! Es klinge so seltsam, beinahe lächerlich — wenn ich das nicht wollte, wie ein Knabe, der sich über die Art seiner halbunfsintlichen Empfindungen noch gar nicht Rechenschaft geben konnte, eine Reihe von heiligen Zuständen durchlebte, die oft das Herz eines edlen, betrogenen Mannes — brögen.

Nur eines will ich noch hinzufügen. Als sich das Chaos dieser untreuen Empfindungen gelöst hatte — und das dauert ja bei Kindern nie gar zu lange — da war doch kein miträuflischer, verhöfener Junge aus mir geworden. Ich sah die Menschen nicht mit hehlen Augen an und witterte nicht an allen Ecken und Enden Betrug, wie das doch so natürlich gewesen wäre.

Ganz im Gegentheil! Ich war noch wie vor geneigt, überall nur das Gute zu sehen, allen Handlungen die möglichst edle Seite abzugewinnen und wenige Wochen

später — hätte mich ein anderes Harfenmädchen wieder betrügen können.

Warum ich aber gerade Dir, gute Lene, diese dumme Geschichte erzählt habe und warum gerade jetzt?

Des Doktors Gesicht wurde ernst und schwermüthig. „Weil sie das Leitmotiv meines ganzen Lebens ist, weil ich sie wieder erleben mußte — später, als sie mich tiefer traf, als sie mich nicht mehr um das Kinderglück meiner Märchenphantasien, aber beinahe um meinen Leib an die Menschheit befaß, weil — weil Du mich gefragt hast, warum ich so allein, so einjam geblieben bin!“

Nach einmal praxtelte die Gluth im Kamin hell auf, dann sanken die letzten Scheite verkümmert zusammen, es wurde kühl und tiefes Dunkel breitete sich über die Studirflube des alten Junggesellen. —

Eine Erziehungslehre für Eltern.

Von H. Groffe.

(Nachdruck verboten.)

Die nachfolgenden Zeilen haben den Zweck, gebildete Eltern — besonders die Mütter — auf ein soeben erschienenenes Werk hinzuweisen, welches über die Fragen der häuslichen Erziehung reiche Belehrung verschafft und mancherlei Anregung giebt, über dieselben weiter nachzudenken und die gewonnene Einsicht bei der eigenen Erziehungsstätigkeit zu verwerthen. Diese kleine, Erziehungslehre für Väter und Mütter führt den Titel: „Die häusliche Erziehung von Ed. Ackermann, Direktor der Karolinenchule und des Lehrerseminars zu Eisenach (Vangelasa, Beyer). Als Motto hat ihr der Verfasser das Wort Herbaris vorausgesetzt: „Die Erziehung ist Sache der Familie; von da geht sie aus und dahin kehrt sie größtentheils zurück.“ Umfassende Hand- und Lehrbücher der Pädagogik, die auch dankenswerthe Winke in Bezug auf die häusliche Erziehung enthalten, giebt es eine große Zahl; aber an Schriften, welche die häusliche Erziehung zum Gegenstand ihrer Unternehmung machen haben wir keinen Uebersicht. Ackermann's „Häusliche Erziehung“ erscheint uns deshalb sehr geeignet, sie einen Platz in der Familienbibliothek zu erwerben.

Bedarf es denn eines solchen Hilfsmittels für die Eltern? Lehrt bei den eigenen Kindern nicht das natürliche Gefühl was zu thun und zu lassen sei? Zeigt nicht zumal die Mutter ein richtiges Gefühl für die Behandlung der Kleinen? Ercheint es nicht als Annahme, als Eingriff in die heiligsten Rechte und Pflichten, hier Vorschriften machen zu wollen? Täuschen wir uns nicht? Man sehe sich einmal bekannte Familien darauf hin an: ein fortwährendes, mehr unbewußtes Schwanken, welches von den verderblichsten Folgen für die Kinder begleitet sein kann. Wie oft ist die Mütter „rathlos“; wie oft stehen sie vor einem „Mäsel“; wie oft „wissen sie sich gar nicht zu helfen“; wie oft „hört da überhaupt alles auf“ — Wer wollte es unternehmen, für jeden Fall bei der häuslichen Erziehung ein Rezept zu schreiben! Aber das ist möglich: allgemeine Grundzüge zur Anweisung aufzustellen, aus denen allmählich bei fortwährender Beobachtung ein richtiger Takt entwickelt kann, welcher in jedem einzelnen Falle des Erziehungsgeheimnisses den rechten Weg finden läßt. Familien-erziehung setzt voraus, daß in den Häusern richtige pädagogische Begriffe erworben seien, und daß nicht willkürlich oder halbe Kenntnisse deren Stelle einnehmen. So wie es sich um bewußte, abschließliche Einwirkung auf das Kind der zu Erziehenden handelt, thut es auch der Willen nicht, wenn nicht ein leidliches Maß wenigstens Einsicht in die Fundamentalsätze der Erziehungslehre in der Takt, der ihre Anwendung im einzelnen Falle sich ihm selbst stellen.“

Das Gesagte läßt freilich schon erkennen, daß das Ackermann'sche Buch einen gewissen Grad von erster Bildung voraussetzt. Es steht auf dem Boden der Herbart'schen Pädagogik, die in der Gegenwart, wenn auch nicht zunächst nur im Kreise der Fachleute, immer zahlreich Freunde gewinnt und welche energischer als jeder andere Versuch, die Erziehungsfragen auf wissenschaftlichem Grund aufzubauen, das erziehende Moment betont. Es man erschrecke nicht vor dem Namen des Philosophen Herbart. Von allen eingehenden wissenschaftlichen Erörterungen, mit welchen den Eltern nicht gebient sein will hält sich Verfasser fern. Schon der Zweck der Schrift Väter und Mütter für ihre Erziehungsfragen und Erziehungsfragen einige Gesichtspunkte aufzustellen, von denen aus jene betrachtet und behandelt sein wollen, verbietet den Gebrauch von Verdrücken, die sich nur in der wissenschaftlichen Sprache eingebürgert haben. Eine oberflächliche Durchsicht der merkwürdigen zeigt zudem, wie der Verfasser Fühlung genommen hat mit den übrigen bedeutenden pädagogischen scheinungen, welche sein Thema behandeln oder berühren. Ich nenne Richter's „Levana“; Pestalozzi, „Wie Geht ihre Kinder lehren“; Niehl, „Die Familie“; Bogumil's „Buch der Kindheit“; Sigismund, „Kind und Welt“; Rouffeau, „Emil“. Hölleil vermerkt der Verfasser. Die Schrift umfaßt außer der Einleitung und Schluß folgende 14 Kapitel: Zweck der Erziehung; Schranken der Erziehung; Erziehungsstufen

Intellektuelle Bildung; sittliche Bildung; religiöse Bildung; Umgang; Spiel und Arbeit; Vergnügungen der Jugend; Affekte und Leidenschaften; Fehler der Jugend; die Strafe; Knaben und Mädchen; Haus und Schule." Um einen Inhalt zu bieten für den Inhalt und die Art der Erörterung, stellen wir hier in der Hauptsache das 9. Kapitel mit, welches die Ueberschrift führt:

#### Vergnügungen der Jugend.

Wer dürfte nicht, wenn vom Vergnügen der Kinder gesprochen werden soll, zunächst an das, was ihnen das größte Vergnügen bereitet, nämlich an das Spiel. Aber mit diesem ist doch noch nicht alles genannt, was den Kindern Vergnügen macht. Rechte Elternliebe hat, auch wenn sie der tiefen Wahrheit, die das Wort Jean Paul's enthält: "Heiterkeit ist der Himmel, unter dem alles gedeiht, Gift ausgenommen", sich nicht bewusst gewesen wäre, von jeder noch auf andere Weise den Kindern Vergnügen zu bereiten gesucht. Ob auch immer in der rechten Weise, das ist freilich eine andere Frage. Wenn Jean Paul jenen Worten hinzufügt: "Nur werde sie (die Heiterkeit) nicht mit dem Genusse vermischt", und wenn er von dem Genusse sagt, er sei "ein stehender Brennpunkt, keine umfließende Wärme, vollends auf der erregbaren Kinderhaut", so kann uns das die Antwort auf diese Frage erleichtern.

Nicht jeder Genuß schon schließt eine Gefahr ein für das Kind. Ist ihm doch das Spiel auch ein Genuß; und daß ihm Speise und Trank gut schmeckt, daß seine Augen mehr als sonst leuchten, wenn die Mutter Kuchen bäckt, daß es die Tage begrüßt, wenn Sträucher und Bäume wieder ihre wohlwollenden Gaben spenden, ist doch gewiß nicht bedenklich. Wer hätte sich noch nicht an dem Anblick eines Kindes erfreut, das mit trefflichem Appetit und mit unvorhoffenem Behagen seine Mahlzeit verzehrt und, so wenig wahllos es auch vielleicht glücklicherweise dabei ist, der Freude über einen Liederbissen doch dankbaren Ausdruck giebt? Und bringt nicht ein gesundes Familienleben dem Kinde eine Menge Gelegenheiten zu solchen Genüssen? Daß der Tisch reich besetzt ist an Sonn- und Festtagen, wer wollte es dem Kinde verdenken, wenn ihm das als ein notwendiges Kennzeichen erscheint, wodurch diese von den Werktagen sich auszeichnen? Nur daß ihm diese Freude nicht die einzige ist, die ihm aus solchen Tagen erwacht! Sie würden ihre erzieherische Wirkung nicht ausüben, die in ihnen liegen kann, wenn nicht die Feste als solche, ganz abgesehen von den etwaigen Sinnengenüssen, die sie vielleicht bringen, ihm Freude machen und festliche Stimmung in ihm hervorbringen.

Wie das zu machen sei, das bedarf nicht erst langer Ueberlegung. Herrscht feiertägliche, festliche Stimmung im Hause, die das Kind bald von der größeren Unruhe und Geschäftigkeit der anderen Tage unterscheiden lernt, findet die Festfreude der Erwachsenen ihren schönen Ausdruck in dem festlichen Kleide, in dem Schmucke des Hauses, dann wird von der Feststimmung auch das Kind angefaßt, auch wenn diese zunächst nur darauf sich gründet, daß solche Tage andere sind als die der gewöhnlichen. Der Begriff "Festtag" fängt gar bald an in seinem Wortvortrage eine hervorragende Stellung einzunehmen und bekommt bald eine sehr weite Ausdehnung. Alle Tage, die sich von den gewöhnlichen unterscheiden, an denen irgend etwas Außergewöhnliches geschieht, sind ihm Festtage. Es sind das gerade solche, die dem Erwachsenen nur ungewöhnlich viel Sorge und Mühe machen, wie etwa die Tage des Umzugs, einer Veränderung im Hause, und für ein frühes Alter gehören selbst traurige Ereignisse zu den Vorkäufen, die den Tagen ein festliches Gepräge geben. Den Erklärungsgrund nennt uns das alte Wort: "variatio delectat" (Veränderung ergötzt). Eben deswegen und nicht etwa nur um der zu erwartenden höheren Genüsse des Gammens willen ist's auch für das Kind ein Festtag, wenn Besuch kommt, selbst wenn der Gast dem Kinde noch unbekannt sein oder wenn er von ihm wenig Notiz nehmen sollte.

Der ganz besondere Ginst der Kinder erfreuen sich die Familienfeste, die ja auch für den rechten Geist des Familienlebens eine vorzügliche Nahrung sind, wie sie jeder enggeschlossene Lebenskreis in der gemeinsamen Freude findet. Unter ihnen nicht an letzter Stelle die Geburtstage, die eigenen, weil ihre Feier ihnen die Zeichen ist, daß ihr Leben, ihre Person etwas werth ist im Kreise der Familie, zumal wenn diese Schätzung auch äußerlich durch kleine Geschenke zum Ausdruck kommt; die der anderen Familienglieder, weil die Gelegenheit, solche Liebe zu erwidern, auch das Kind schon erziehen läßt, daß Geben selber ist als Nehmen, und das Band der Liebe fester knüpft, als das bei dem bloßen Empfangen der Fall ist. Wer solche Tage unbeachtet vorübergehen läßt, verliert dem Kinde eine Quelle des reinsten Vergnügens.

Aber allerdings die bloße Thatsache, daß ein Tag vor anderen etwas voraus hat in seiner Bedeutung, und selbst seine Auszeichnung durch die Ruhe von der gewöhnlichen Arbeit, in der, wenn wir von der irdischen Feier irdischer Feste oder den besonderen Feiertagen, die an anderen Tagen abgehen, einem vielbeschäftigten, durch Arbeit ermüdeten Erwachsenen der Schwerpunkt der eigentlichen Festfeier liegen mag, die freilich aber auch bei dem Erwachsenen leicht die Gefahr in sich birgt, daß der Eindruck einer gewissen Langeweile mit der Festfeier sich verbindet — man braucht dabei noch nicht an den Eindruck, den die englische Sonntagsfeier macht, zu denken — genügt nicht, damit das Kind auch wirklich zur Festfreude kommt, und damit ein seine geistige Spannkraft vermehrendes, sein Gemüthsleben bereicherndes Vergnügen daraus entspringe. Die Jugend verlangt dazu noch mehr.

Was dem Erwachsenen, wenn er sich bei seiner Festfeier nicht mit der bloßen Ruhe begnügen will, vielleicht die bloße Sammlung seiner Gedanken oder die Vornahme einer Leistung, ihm vielleicht besonders lieben Beschäftigung oder ein Sichausprechen mit anderen sein kann — je reicher das innere Leben ist, desto weniger bedarf es zur Belebung äußerer Mittel —, das findet das Kind, das noch sehr von der Außenwelt abhängt, nur in etwas von außen Kommendem. Das ist denn der Punkt, wo die Erziehung einsteigen muß, um auch das kindliche Vergnügen in den Kreis ihrer Einwirkung zu ziehen.

Der große Unterschied in den Ansprüchen, welche die Menschen an das Vergnügen machen — man vergleiche den verwöhnten Großkinder mit dem schlichten Landmann —, ist nur in der Macht der Gewohnheit begründet. Kinder sind bekanntlich von Haus aus sehr anspruchslos, und es bedarf nur wenig, um sie in der manigfaltigsten Art zu erfreuen, wenn größte Mäßigkeit die tägliche Gewohnheit ist. Ein etwas weiterer Raum zum Spiel, die Erlaubnis eines besonders beliebten Spiels, das man, um seinen Reiz nicht abtumpfen zu lassen, nur an festlichen Tagen vornehmen läßt, genügt schon, um ein höheres Maß von Vergnügen ihnen zu bereiten. Wenn sie schon frühzeitig anspruchsvoll werden, so trägt nur die Verwöhnung die Schuld. Wenn irgendwo, so ist hier das Wort des alten Weisen: "Maß zu halten ist gut" am Platze. Unter seiner Führung behalten die so nahe liegenden Mittel: die Theilnahme der Erwachsenen an kindlichen Spielen oder andere Formen des Umganges mit dem Kinde, nicht so gehemmt, wie sonst wohl, durch Berufsarbeiten, ein gemeinamer Gang durch Feld und Wald, dann und wann auch ein Zusammensein mit einer größeren Zahl von Spielgenossen, Besuch bei anderen oder Besuch im elterlichen Hause, ihre volle Kraft, dem Kinde das Vergnügen zu bereiten, das die Elternliebe ihm so sehr gönnt. Gerade das Bekannte oder aber kann als Beispiel dienen, wie verberberlich für die Erziehung das Verlassen des gebotenen Maßes ist. (Schluß folgt.)

#### Auf offener See.

Von C. Helmholz.

[Nachdruck verboten.]

Ueber den Dcean streicht eine frische Brise und fährt spielend durch die Raizen und Segel des großen Schiffes. Der Himmel wölbt sich in tiefer Bläue über dem schillernen Wasser und die ferne blendende Dunstschicht scheint in einander zu fließen mit den klaren Fluthen des mächtigen Gewässers. In sengender Gluth hatte die Sonne den ganzen Tag ihre Strahlen niedergeschandt auf Meer und Schiff; jetzt, da sie sich langsam der westlichen Richtung zuneigt, beginnt ein kühlere, erfrischender Odem zu wehen.

Die Mannschaft an Bord des "Nordstern" athmet auf wie von schwerem Druck befreit und rafft straffer die Segel, die lundenlang wie Lappen an den hohen Masten gehangen. Lustig flattert dort oben die schwarz-weiß-rothe Flagge. Seechwalbe und Fregattenvogel wiegen sich in der klaren Luft und fliegen peilschnel dem Fahrzeuge voraus, dem "Nordstern" den Weg weisend.

Vom Vorderdeck erhebt sich ein fröhliches, frische Stimme und erhebt sich zu einem Rufe, oder das kurze Kommando eines Deckoffiziers, in das sich das Kreischen und Stampfen der Maschine mischt, die jetzt wieder leichter ihrer Thätigkeit obliegt. Im Ganzen genommen ist jedoch das Leben und Treiben auf unserm Schiffe ein mehr oder minder gebäpftes, der laute Uebermuth der Mannschaft mindert und macht einem sittlichen Ernst Platz, denn Alle wissen, daß es mit Johnjon, dem jungen, muthigen Matrosen, zu Ende geht.

Da auf dem Hinterdeck unter dem ausgepannten Leinwandsegel liegt er ausgebreitet auf einer Matratze. Die einst so kraftvolle Gestalt ist mager und matt geworden, das sonst urgeunde fröhliche Gesicht ist von tiefer Blässe bedeckt und von erlaunlicher Schmalheit; die einst so sprühenden, leuchtenden Augen, liegen tief in ihren dunklen Höhlen und reden nur zu deutlich die Sprache des Todes. An seiner Seite lauert auf einer Tragmatze der rechenhafte, bärtige Bootsmann, — er scheint die Wacht am Sterbelager zu haben.

Johnjon liegt still, bewegungslos, mit weit geöffneten, ausdruckslosen Augen. Plötzlich huscht ein goldiger Sonnenstrahl über seine abgemagerte Hand, der dann spielend über die blanke Messingtafel am Schiffsrande dahinschießt und lustig weiterzuckt auf den blendenden Meeresfluthen. Es sieht fast aus, als hätte dieser Strahl ihn aus seiner lethargie geweckt, denn seine Blicke werden wärmer und richten sich mit verlangender Sehnsucht auf das allmählich sinkende Himmelsgestirn.

"Nicht ganz mehr eine halbe Stunde", murmelt die schwache, klaffen Lippen und ein mattes Lächeln verklärte das leidensvolle Antlitz, während die Augen wie gebannt auf den Stand der Uhr gerichtet sind. Dann hebt sich die eine Hand langsam empor und sinkt kraftlos auf den Arm seines Hinters.

"Schweizer, es ist Zeit zu sagen, was noch zu sagen ist. Hör' mir zu, ich tritt' Dich", flüstert die schwache Stimme des Sterbenden.

Wie einer höheren Macht gehorchend, beugt sich der Bootsmann vor, er spricht kein Wort, keine Entgegnung, auch er weiß, daß jetzt die letzte Stunde geschlagen.

"Hör' Dank, Schweizer, für all' Deine treue Freundschaft, Deine Lieb', Du Güter, Bräuer —"

"Still, still, Johnjon", unterbricht ihn fast mürrisch der Andere, "auf dessen Seite da das Hauptverdienst liegt, weiß der allein, der droben über den Wolken thronet und die Wasser beherrscht! Warrt Du es nicht, der den finstern Trost in mir brach, die Wuth und den Jörn zähmte, der

mich milder, nachsichtiger stimmte, damals — als — mein Weib mich verließ, um — um —" das Letzte ging in lallende, dumpfe Laute über.

"Armer Freund, es ist ein bitteres Loos, das Du zu tragen hast, doch murre nicht, auch das geht einmal zu Ende — zu Ende, wie das meine jetzt —"

Ein qualvolles Lachen antwortet dem Sprecher. "Aber wann, — wann? Sieh mich an, Johnjon, diese Arme, diese Sehnen — ah verdammt, — läge ich doch da statt Deiner auf der Matratze und hauchte mein elendes Leben aus, während Du — Du —"

"Es wird mir auch nicht gar leicht, vom Leben zu scheiden, Schweizer — ein leise gurgelnder, schluchgender Laut dringt aus der eingefallenen Brust und hindert ihn weiter zu reden.

"Ich weiß, ich weiß, mein Johnjon — Gott straf' mich, doch hält' ich Dir in jener Sturmnacht die schwere Arbeit abnehmen können, ich hätte's verteuert gern gethan — da hätte' mich vielleicht der Orkan in's Meer gesetzt und — und —"

"Naß' gut sein, es soll' so kommen; dieser Sturm aus dem Vortop — es soll' mich treffen, mich, den Jungen, Geliebten, — ah, sieh wie die Sonne' ihre Strahlen gar nach sich zieht — sieh wie die Purpurwölken da — wenn sie in's Meer steigt, graut jenseits des Oceans ein neuer Tag — ein neuer — und wenn dann das Morgenlicht in Dein kleines Zimmerchen fällt und Dein Lager unsäglich, meine Martha, — Deine weiße Stirn küßt, — Deine Augen, die lieben glänzenden Regungen. — Meine nicht, Martha, — trübe Deinen klaren Blick nicht durch Thränen, damit das Kind — unser Knab' Martha — unter — nicht lallend — nach — der Urfach' fragt — Dein Vater todt — todt — armer, lieber Bub' —"

Die Worte, die bislang noch so veränderlich geklungen, sind immer mehr abgezogen aus seinem Munde gekommen, die Augen richten sich starr und starrer in die abendliche Beleuchtung und auf das Meer hinaus, während die Hände auf der Decke ein unheimliches Spiel beginnen. So liegt er wohl mehrere Minuten, plötzlich fährt er empor — "Nicht' mich auf, Schweizer, — die Sonne' geht gut' Nacht!"

Der Bootsmann schiebt seinen starken Arm unter den kraftlosen Körper und hebt ihn empor, so daß Johnjon das weite schillernde Gewässer überblicken kann. Dieser greift nach der Hand des Freundes — "Wenn Du zurückkehrst von dieser Welt' — in Dein' und meine Heimath, da so schick' dem Land, das mich geboren, meine letzten Grüß' — und — und das hier — gib meinem Weib' — und jag' ihr, — daß es mich nie verlassen hat, — in seiner Stund' meines Lebens — daß ich sie geliebt — bis zum letzten Athemzug' daß sie das Kind in Gedanken an mich erziehen soll — und daß ich ihr dank' — noch im Tod' für ihre Lieb' — und sie segne — segne — ha — die Sonne' sinkt nieder — sie — taucht in's Meer — die Wellen rauhen — die — Wellen — mein — Grab —"

An des Bootsmanns Brust ruht ein lebloser Körper und Thräne um Thräne fällt in den grauen Bart und auf das blonde todt' Haupt des einzigen Freundes.

Der Himmel gleicht im Westen einem Flammenmeer, er glüht in den buntesten Farbenmischungen, die sich wunderbar in den Wellen wiederpiegeln, während eine starke Brise das Takelwerk durchfährt, daß es rauschend an einander schlägt.

Langsam läßt der Bootsmann den Freund, aus den Armen gleiten, schiebt ihn die Augen und legt ihn auf die Matratze nieder. Dann birgt er vorsichtig die werthlose kleine Kapsel — Johnjon's letztes Vermächtniß — in die Brusttasche.

Und nun sammeln sie sich alle um den todt'en Kameraden, die ganze Mannschaft vom obersten Offizier bis zum letzten Matrosen an Bord, und es beginnt eine stille, ernste Todtenfeier.

Leise plätschern und schäumen die Fluthen um den mächtigen Rumpf des "Nordstern", während die stille mondhele Nacht sich herüberzieht mit ihrer weichen milden Tropentemperatur. Die Sterne flimmern in wunderbarer farbenreicher Pracht und groß und leuchtend steht dort das südliche Kreuz.

Ein Fodmas' lehnt der Bootsmann, seine Augen sind starr auf den Dcean gesetzt, auf dessen Oberfläche die Mondesstrahlen tanzen und nach deren Licht silberschuppige Fischchen springend hauchen. Ein Auf- und Nieder der Wellen, ein Gleiten und Zagen, — rastlos, ohne Ruh — und morgen — fliegen sie spielend über den todt'en Leib des Freundes dahin, für immer die Spur seines Lebens verjähend ...

Graue, schleierhafte Wellen ziehen über das glänzende Himmelsgestirn, Dunkelheit webr auf dem Wasser — lichtlos, wie des Bootsmanns Leben — sein liebeleeres, ideo's Dajen.

#### Humoristisches.

— Bartgefühls. Schwereitheit von der Gemeinde seines Amtes entließ: Na meinetwegen, mei Stell' kenn' r' nemma, aber mei Kennniss' net!

— Verhöhnung. Dame (fährt mit ihren sechs Kindern in einem sehr kleinen Schiffe hinunter): "Halt' Ruchter, halt' Drei Kinder sind aus dem Schiffe gefallen!" Ruchter: "Wir haben ja noch vier."

— Mama. Professor Müller hat mich um meine Photographie gebeten; dar' ich sie ihm geben?

— Ja! Aber recht vorsichtig, damit meine Nerven nicht so sehr angegriffen werden!

— Hebe. Großmama, ist's wahr, daß auch Du eine Schwiegermutter bist?

— Großmama: "Freilich mein kleines Mauser!"  
— Hebe (die Hände zusammenklappend): "Na, für so schön, Großmama, hätte ich Dich noch nicht gehalten."

Verantwortlicher Redakteur S. Kogler.